

FLÜCHTLINGE Hunderttausende wollen in ihre Dörfer im Süden zurückkehren. Doch die Hilfswerke warnen vor Landminen und Blindgängern

Ob die Waffenruhe hält? Viele Libanesen äußern sich skeptisch. Das Misstrauen sitzt tief – sowohl Israel als auch der Uno gegenüber.

KARIN LEUKEFELD, Sidon

Normalerweise dauert die Fahrt entlang der Küste von Beirut nach Sidon nicht länger als eine halbe Stunde. Seit aber die israelische Luftwaffe am 12. Juli den Flughafen von Beirut bombardiert und über Wochen Straßen, Brücken, Überführungen, Wohnviertel, Elektrizitätswerke, Tankstellen zerstört hat, wirkt die Küstenstraße wie ausgestorben. Kurz hinter der Stadtgrenze von Beirut zwingt ein Bombenkrater den Wagen, auf eine holprige Nebenstraße auszuweichen. Vorbei geht es an Kontrollpunkten der libanesischen Armee, durch dicht aufeinanderfolgende Straßendörfer mit unfertigen Bauruinen. Bananenplantagen und prachtvoll blühende Oleanderbäume hängen schwer über kleinen Mauern, die eine idyllische Allee begrenzen.

Wieder und wieder blockieren die Folgen der israelischen Luftangriffe den Weg nach Sidon, verlassen liegen Strandcafés und Touristenbungalows hinter Olivenbäumen in den dichten Schilfhainen. Der Fahrer ist nervös und zeigt auf die kreisenden Drohnen und Kampfflugzeuge der israelischen Luftwaffe. „Sie können jederzeit zuschlagen“, murmelt er und gibt Gas.

Einwohnerzahl verdoppelt

Eine knappe Stunde später tauchen die ersten Häuser von Sidon auf, nur wenige Menschen sind zu sehen. Die israelische Luftwaffe hat das städtische Elektrizitätswerk bombardiert, die Fenster der benachbarten Wohnblöcke sind zerborsten. Ein Unspannmaster liegt zerbrochen am Boden, schwarzer Rauch steigt aus den Trümmern, ein Bagger ist mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Im Büro des Bürgermeisters von Sidon, Abdul Rachman Bisri, herrscht geschäftiges Treiben. An einem Tisch verfolgen Mitarbeiter die neuesten Nachrichten, an einem anderen wird ein Fernsehinterview vorbereitet, in der Sitzcke diskutiert der Bürgermeister über Hilfsprojekte.

Ein Team des Roten Halbmonds von Katar will unter Leitung eines irakischen Arztes ein Feldkrankenhaus aufbauen, um die Ärzte im überlasteten Saida-Hospital zu unterstützen. Der Bürgermeister ist dankbar für die Hilfe, die er zum großen Teil ohne die Regierung in Beirut organisiert. „Vom ersten Tag der Angriffe an strömten die Flüchtlinge zu uns nach Sidon“, berichtet er. Man habe schnell reagieren müssen. Nach einem Monat Krieg sei die Zahl auf mehr als hunderttausend gestiegen; damit habe sich die Einwohnerzahl der Stadt verdoppelt.

Sidon hat Erfahrung mit Kriegsflüchtlingslagern. 1996, als die israelische Armee libanesische Dörfer und Infrastruktur angriff, kamen ebenfalls Tausende Menschen in die Stadt. Der damalige Bürgermeister war der Vater des heutigen, er gründete ein Komitee von Stadtverwaltung und lokalen, libanesischen und palästinensischen Nichtregierungsorganisationen. Heute arbeiten darin 35 Hilfsorganisationen. „Die Struktur besteht noch immer, so konnten wir schnell und effektiv mit dem riesigen Flüchtlingsstrom umgehen“, sagt Rachman.

80 000 auf engstem Raum

Seit 1948 leben auch palästinensische Flüchtlinge in Sidon. Das Flüchtlingslager Ain Al-Hilwa beherbergt heute auf engstem Raum 80 000 Personen. Ausländische Besucher benötigen eine Genehmigung der libanesischen Armee, die den Eingang des Lagers kontrolliert. Mitten auf der Straße stehen zwei Wachhäuschen, umgeben von rot-weißen Tonnen und aufgestapelten Sandsäcken. Nach beiden Seiten versperrt Stacheldraht den Durchgang. Fotografieren ist verboten, sowohl am Eingang als auch im Lager. Der eigentliche Zugang zu Ain Al-Hilwa ist mit einem die Straße überspannenden Gerüst in den palästinensischen Farben Schwarz, Weiß, Rot und Grün markiert. Auf den höchsten Punkt in der Mitte ist eine Plastik der goldenen Kuppel des Felsendoms montiert, darüber prangt die palästinensische Flagge. Eine Fülle anderer Fahnen wehen um große Bilder von Jassir Arafat und kleinere der Hamas-Regierung.

Die meisten Einwohner des Lagers stehen der PLO, der PFLP oder anderen säkular und linksgerichteten Palästinenserorganisationen nahe. Nur wenige der jüngeren Frauen, die sich an kleinen Geschäften auf einer erhöht liegenden Einkaufszone entlang drängen, tragen Kopftücher. Hinter dem Gerüst wird aus der Straße bald eine



GESTRANDET: Dieser Vater wartet mit seinen fünf Kindern in einem Beiruter Klassenzimmer auf die Rückkehr in sein Zuhause.

Foto: Karin Leukefeld

staubige Schotterpiste, die Häuser stehen dicht an dicht, es herrscht ein unübersichtliches Gedränge aus Autos, Motorrädern und Fußgängern.

In einer Seitenstraße, gegenüber einer Schule von UNRWA, des UN-Hilfswerks für Palästinensische Flüchtlinge, liegt das Büro der libanesischen Hilfsorganisation Najdeh, die seit Jahren in den sechs palästinensischen Flüchtlingslagern im Libanon arbeitet. Intisar Abu Salem koordiniert das Bildungsprogramm für Analphabeten und lernbehinderte Kinder sowie die Sommeraktivitäten für die Kinder, die allein aus Kostengründen das Lager selten verlassen.

Seit Kriegsbeginn beteiligt sich Najdeh mit den anderen Hilfsorganisationen des Lagers an der Nothilfe für die Vertriebenen aus dem Südlibanon. Dreihundert libanesische Familien hätten die Palästinenser in Ain Al-Hilwa aufgenommen und sie in den sechs UNRWA-Schulen des Lagers untergebracht, erzählt Intisar Abu Salem. Man versorgt die Flüchtlinge mit Matratzen und Decken, Kleidung, Waschmitteln und Medikamenten. Wöchentlich erhalten die Familien Lebensmittelpakete mit Grundnahrungsmitteln. Für die Kinder gibt es ein Sport- und Spielprogramm, wie man es auch für die palästinensischen Kinder organisiert.

Man will den libanesischen Flüchtlingen zeigen, dass es keine Unterschiede zwi-

schen ihnen und den Lagerbewohnern gibt, sagt Intisar Abu Salem. „Viele Libanesen haben uns gegenüber Vorurteile, sie denken, wir würden immer nur kämpfen, aber jetzt können sie sehen, dass wir als Menschen gleich sind, egal, ob wir in den Dörfern im Süden leben oder hier im Lager.“ Die Eltern von Intisar Abu Salem stammen aus dem palästinensischen Dorf Safarja bei Nasirja, sie selbst wurde als Flüchtlingskind vor 42 Jahren in Ain Al-Hilwa geboren. Verwitwet seit 1993, zieht sie ihren 13 Jahre alten Sohn mit Eltern und Geschwistern auf. Die elfköpfige Familie hat viele Kriege erlebt, sagt sie. Der Kampf ums Überleben und um ihre Würde habe sie stark gemacht.

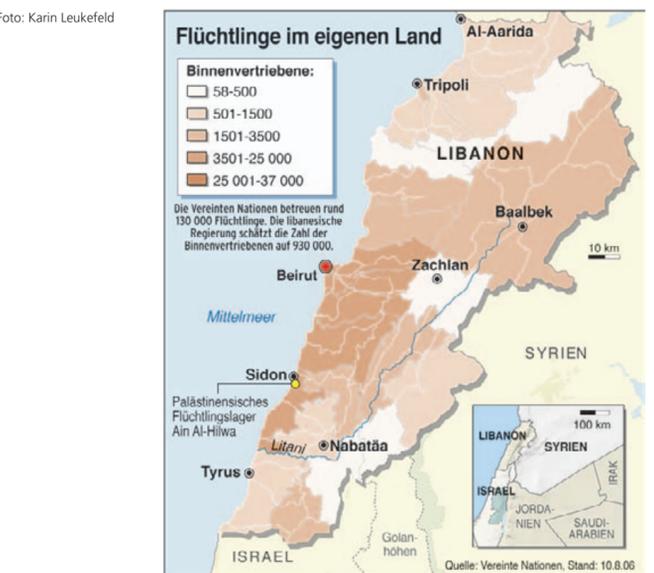
Seit ihrer Ankunft im Libanon 1948 wurden die rund 150 000 Palästinenser vor allem von den wohlhabenden christlichen Libanesen skeptisch beobachtet. Viele befürchteten in dem wirtschaftlich schwachen Land zusätzliche Konkurrenz und Belastung. Seitdem haben sich die Vorurteile verstärkt, im Libanon wird sogar von Rassismus gegenüber den palästinensischen Flüchtlingen gesprochen, deren Zahl heute etwa 350 000 beträgt. Ohne libanesische Pässe können sie das Land nicht verlassen. 70 Berufe dürfen sie nicht ausüben, kein Eigentum erwerben, Jobs gibt es oft nur als Tagelöhner oder Putzkraft, ohne Verträge. Die kleinen palästinensischen Schreineriein-

und Handwerksbetriebe können vom Handel innerhalb der Lager kaum leben. Um ihre Produkte auf dem libanesischen Markt anzubieten, sind sie auf die Vermittlung libanesischer Firmen angewiesen. Mädchen und junge Frauen arbeiten meist in den Kindergärten und Krankenstationen der Lager.

Palästinenser helfen

Die durch den Krieg verursachte Not scheint Libanesen und Palästinenser enger zusammenzuschweißen. „Sie haben uns wie ihre eigene Familie aufgenommen“, sagt Afifa Mechdi aus dem Dorf Ain Baal, nur wenige Kilometer östlich der Hafenstadt Tyros. Mit ihrem Ehemann und den drei Kindern floh die 40 Jahre alte Frau, nachdem israelische Kampfflugzeuge das Dorf angegriffen hatten. Gegenüber den Palästinensern sei sie zunächst ein bisschen skeptisch gewesen, gibt die Libanesin zu, doch „sie haben uns hier mit offenen Herzen aufgenommen, wir sind eine Familie“.

Nun lebt die Familie mit einer weiteren in einem Klassenzimmer der UNRWA-Schule in Ain Al-Hilwa. Mit Tischen und Schränken haben sie einen Teil des Raums als Schlafzimmer abgetrennt. Privatsphäre gibt es keine, die Menschen sitzen auf dem Boden oder im Treppenhaus, viele versam-



FRAGEN AN . . .

Karl Ammann:

„Es wird Unfälle geben“

Karl Ammann (63) koordiniert Katastropheneinsätze von Caritas International. Mit mehr als 81 000 betreuten Personen ist die Caritas eines der größten Hilfswerke im Libanon.

Foto: Caritas International



RHEINISCHER MERKUR: *Wir erreichen Sie an der Grenze zu Syrien. Wie war der Weg von Beirut aus?*

KARL AMMANN: Ich bin die Küste entlang nach Norden gefahren. Auf dieser Strecke sind vier Autobahnbrücken zerstört, und man muss Umwege fahren, aber es geht.

■ *Sind die Straßen überlastet?*

Es hat Staus gegeben, weil sich viele Libanesen nach der Waffenruhe erstmals wieder aus dem Haus wagen. Die Leute atmen auf, sind aber zugleich skeptisch, dass die Ruhe anhält.

■ *Kommt man mit dem Auto noch überall im Land hin?*

Wenn es keine Kampfhandlungen mehr gibt, sind auch Hilfskonvois möglich. Infrastrukturschäden können provisorisch behoben werden. Das Hauptproblem ist nicht die Zerstörung, sondern die Sicherheit. Bisher lebte jeder Konvoi und jede Fluchtbewegung mit der Gefahr, zum Angriffsziel zu werden – aus welchen Gründen auch immer.

■ *Welche Herausforderungen kommen auf die Hilfswerke zu?*

Wir müssen jetzt herausfinden, wie wir in die bisherigen Kampfzonen hineinkommen können. Die militärischen Positionen stehen ja fest. Wie aber läuft es mit Genehmigungen und Kontrollen? Wir haben in den vergangenen Tagen versucht, mithilfe der Vereinten Nationen eine unserer Außenstellen im Süden zu erreichen – ohne Erfolg.

■ *Rechnen Sie jetzt mit einer schnellen Rückkehr der Vertriebenen?*

Wenn sich die Lage beruhigt, werden die Leute versuchen zurückzukehren. Wer größere Schäden hat, wird von den Hilfswerken unterstützt werden. Natürlich lauern auch Gefahren wie Minen und Bomben, die nicht explodiert sind. Es wird Unfälle geben. Wie die Lage im Süden ist, muss man sehen. Der Rückzug der Israelis und das Einrücken der libanesischen Armee kann sich hinziehen. Erst danach werden viele Menschen wieder in ihre Häuser zurückkönnen.

■ *Stoßen Sie als christliche Organisation auf Vorbehalte bei den vertriebenen Schiiten?*

Als die Caritas Libanon 1976 während des Bürgerkriegs gegründet wurde, war sie neben dem Roten Kreuz die einzige Organisation, die sich über die ethnischen Grenzen hinweg bewegen konnte. Seither genießt sie auf allen Seiten einen guten Ruf, und es gibt keine Vorbehalte. Unsere Außenstellen in Tyros, Sidon, Tripolis und Baalbek betreiben auch in normalen Zeiten zu neunzig Prozent Muslime. Wir haben sogar von den Vereinigten Arabischen Emiraten Hilfe bekommen – ohne dass wir es beantragt hätten.

■ *Mit welchen Gefühlen verlassen Sie das Land?*

Ich sage es ungern, aber ich traue dem Frieden nicht. Die meisten Leute wollen Frieden, aber einige von denen, die persönlich getroffen worden sind, dürsten nach Rache.

Die Fragen stellte Thomas Gutschker.

meln sich um die kleinen Radioempfänger, um die Nachrichten zu verfolgen.

Um den vertriebenen Familien mehr Ruhe zu gönnen, hätte man ihnen auch die wenigen privaten Schulen zur Verfügung gestellt, die es im Lager Ain Al-Hilwa gibt. Flüchtlingfamilien untergebracht waren, stand ganz in der Nähe des Gebäudes, das von der israelischen Luftwaffe am 9. August bombardiert worden war, weil sich dort ein Hisbollah-Mitglied aufgehalten haben soll. „Das Gebäude war ein Kindergarten“, empört sich Intisar Abu Salem, „unser Kindergarten von Najdeh ist ganz in der Nähe.“

Sie lief gleich nach dem Einschlag hinüber, der Ort ist nur 300 Meter vom Büro entfernt. „Der Kindergarten hatte drei Stockwerke, aber das Gebäude war komplett zerstört.“ Drei Personen wurden bei dem Angriff getötet, ein Mann starb an Herzversagen. Einer der Toten war ein 14-jähriger Waisenjunge, der mit seinem Onkel nur wenige Tage zuvor aus Tyros geflohen war. „Die Flüchtlingfamilien in der privaten Schule waren geschockt und hatten schreckliche Angst, nachdem die Rakete dort eingeschlagen war. Wir haben sie in einer anderen Schule untergebracht, aber erst wollten sie das Lager verlassen, ohne zu wissen, wohin sie überhaupt gehen sollen.“

Afifa Machdi aus Ain Baal hat keine Angst, sagt sie. Sie hofft auf einen Sieg der Hisbollah und dass sie bald wieder in ihr Dorf zurückkehren kann. Wann das sein wird, weiß sie nicht. „Das liegt nicht in unserer Hand“, sagt sie. „Das entscheiden die großen Staaten bei den Vereinten Nationen.“ Sie kann sich nicht vorstellen, dass es jemals Frieden mit den israelischen Nachbarn geben werde. „Israel ist wie eine Schlange, man weiß nie, was die Regierung dort als nächstes tut.“ Zwei Jahre hat die kleine, wortstarke Frau in israelischer Haft in Chiam gesessen. Schon damals, Mitte der Achtzigerjahre, habe sie die Hisbollah gegen die israelische Besatzung unterstützt. Ihr Misstrauen sitzt tief. „Der UN-Sicherheitsrat hat am Freitag beschlossen, dass die

Kämpfe stoppen müssen. Und was ist passiert? Am nächsten Morgen haben die Israelis das Elektrizitätswerk von Sidon bombardiert.“

Auch Intisar Abu Salem ist skeptisch, ob die Waffenruhe halten wird. Der Krieg Israels habe nichts mit der Entführung der Soldaten zu tun, meint sie. Das sei nur ein Vorwand gewesen. „Wie können sie so viele Zivilisten töten, mehr als tausend sind schon umgekommen, viele Kinder! Warum? Warum zerstören sie den ganzen Libanon, nur um zwei Soldaten zu befreien?“ So sehr sie sich Frieden und vor allem eine Rückkehr in die Heimat ihrer Vorfahren wünscht, ist ihr Vertrauen in die Vereinten Nationen und deren Resolution begrenzt. „Für uns Palästinenser haben wir in mehr als fünfzig Jahren nichts erreicht. Alle für uns relevanten UN-Resolutionen wurden von den USA mit ihrem Veto gestoppt. Wir wollen nur Gerechtigkeit, aber es gibt sie nicht.“

Schreckliche Nachricht

Die Skepsis der libanesischen und palästinensischen Flüchtlinge in Ain Al-Hilwa scheint sich am Montagmorgen zu bestätigen. Nur wenige Stunden vor dem Beginn der Waffenruhe zerstört eine israelische Rakete im Zentrum des Lagers ein Büro des palästinensischen Lagerkomitees. Ein Mitarbeiter von UNRWA kommt ums Leben.

Am Nachmittag machen sich die ersten auf den Rückweg in ihre Dörfer, doch die meisten werden noch einige Tage warten. Israelische Truppen halten noch immer Stellungen im Süden, Hisbollah und Hilfsorganisationen warnen vor Landminen und Blindgängern, die weitere Menschenleben kosten können. Bei manchen mischt sich Trauer in die Freude über die Waffenruhe. Eine Familie aus Bint Dschbeil erfährt von Rückkehrern, dass eine Schwester mit ihrer ganzen Familie umgekommen ist. Die Leichname lagen in den Trümmern ihres Hauses.